ang acht Seiten

Einzelbezug 15 Pfennig

DER STURM

WOCHENSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

daktion und Verlag: Berlin-Halensee, Katharinenstrasse 5
rnsprecher Amt Pfalzburg 3524 / Anzeigen-Annahme
rch den Verlag und sämtliche Annoncenbureaus

Herausgeber und Schriftleiter:
HERWARTH WALDEN

Vierteljahresbezug 1,25 Mark / Halbjahresbezug 2,50 Mark / Jahresbezug 5,— Mark / bei freier Zustellung / Insertionspreis für die fünfgespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig

HRGANG 1911 BERLIN JULI 1911 NUMMER 69

nalt: TRUST: Literatur, Wissenschaft und Kunst: Fortschritt / Was sind Artisten / Schon wieder Fortschritt / Höhenstunden des Lebens / Der ter Baedeker / Die Entstehung des Menschen / Das geliebte Deutsch / Der Altmeister / ELSE LASKER-SCHUELER: Antinous / ALFRED DOEBLIN: Segelfahrt / FRIEDRICH KURT BENNDORF: Die Tat / VIKTOR v. DIRSZTAG: Pubertät / KURT HILLER: Zur Auswahl / J. A.: Aus jüngster Zeit; n Karpeles das erlebt hätte / Weniger Mehring, weniger Mehring / Was er weise verschweigt, zeigt nur der Meister des Stils / E. L. KIRCHNER: / Holzschnitt

all / Holzschnitt von E. L. Kirchner

Literatur, Wissenschaft und Kunst

Fortschritt

Das Berliner Tageblatt liest den Sturm nicht ohne Nutzen. Die Ueberschrift Literarische Rundschau (die Rubrik, die bekanntlich hinter Hypothekenmarkt und Rasensport steht) hat jetzt ein neues Cliché in zehnfacher Vergrösserung erhalten. Die Clichés des Textes, der sogenannten Kritik, sind natürlich von dieser Neuerung vorläufig nicht betroffen worden. Maschinelle Veränderungen sind ja auch wesentlich leichter zu treffen, als geistige. Aber so unglaublich es klingt: Das Berliner Tageblatt wendet sich mit einer hellen „Fanfare" gegen die Wortclichés. Am ersten Pfingstfeiertag konnte man sich noch freuen, dass Herr V. A. tiefsinnig und tiefinnig vom „Bühnenvölkchen" berichtete. Am zehnte Juni stellte ich das „Bühnenvölkchen" im Sturm. Und kaum sechs Wochen später, das historische Datum ist der vierzehnte Juli, schreibt das Berliner Tageblatt:

„Altes Vorurteil sieht in den Artisten noch heute die „fahrenden Leute" und geschmackvolle Menschen bezeichnen sie noch immer als „Völkchen"."

Also die Völckchen werden im Berliner Tageblatt ausgerottet. Es lebe der Fortschritt!

Was sind Artisten?

„Zielbewusst stramm organisierte Erwerbsmenschen, die ihre Interessen nicht weniger kräftig zu wahren wissen, als die Angehörigen vieler anderer Berufe."

Auskunft des Berliner Tageblatts über diesen Beruf.

Schon wieder Fortschritt

Jetzt hat Herr V. A. selbst auch den Sturm gelesen. Der Kampf gegen die Clichés wird fortgesetzt und zwar bereits am sechzehnten Juli. Wenn das Berliner Tageblatt alle zwei Tage drei Clichés zum alten Blei wirft, wird es in einigen Jahren nicht mehr erscheinen können. Denn so schnell erhalten neue Clichés nicht Marktwert. Und da das Schreiben für unsere lieben Tagesschriftsteller nur aus einem Aneinanderreihen alter Clichés besteht, muss bei einem so beschleunigten Ausverkauf dieser Ware das Geschäft völlig geschlossen werden. Vor einigen Wochen noch hätte Herr V. A. meine Befürchtung eine cura posterior genannt. Heute kann ihm das nicht mehr passieren. Denn er schreibt:

„Bei uns laufen zwei oder drei ekelhaft abgegriffene Zitate um — quousque tandem oder festina lente — sonst aber gilt wissenschaftliche Bildung für unmännlich und macht in manchen Kreisen gesellschaftlich unmöglich."

Man beachte den Fortschritt. Deutsche Clichés sind am vierzehnten Juli nur geschmacklos, lateinische am sechzehnten Juli bereits ekelhaft. Das Blühen will nicht enden. Gespannt bin ich nur, wie die Leitartikler ohne die trefflichen Aussprüche non olet und videant consules auskommen werden. Ich denke mir das so, dass man einfach die Leitartikel aufgibt. Ein Ende des Schreckens.

Höhenstunden des Lebens

„Und jene Höhenstunden des Lebens, wenn du auf den Seinekais der Stadt Paris einen alten Franzband kauftest, die Poesien Voltaires, und nun mitten im französischen Strassenlärm den Schatz aufblättertest, hochzeitliche Wonnen im Herzen."

Der Schatzaufblätterer ist Herr V. A., der Schreiber deutscher und Feind lateinischer Clichés. Aber er ist doch ein Poet mit hochzeitlichen Wonnen im Herzen.

Der Dichter Baedeker

„Wenn uns ein grosser Dichter eine Waldwiese schildert, über die der Gebirgsbach zu Tal rauscht, so strahlt uns diese beschriebene Wiese in kräftigeren Farben, als wirs je auf irgend einer Reise beobachten konnten. Bei der heimatlichen Lektüre des Baedeker scheint uns Italien schöner, als wirs in Wirklichkeit zwischen lärmenden Droschkenkutschern und andrängenden Postkartenverkäufern sehen werden . . . Woher das kommt, woher diese verstärkende Macht der Buchstaben stammt, ist schwer zu sagen. Vielleicht daher, dass die dichterische Schilderung alles akzessorisch Störende ausmerzt, vielleicht, dass die Sehnsucht hinzukommt, die alles Ferne schöner erscheinen lässt . . ."

Herr Baedeker ist sicher ein Dichter, dass akzessorisch Störende wird ohne weiteres ausgemerzt, wenn man seinen drei Sternen traut. Auch über die Behandlung der Droschkenkutscher und Postkartenverkäufer orientiert der Dichter Baedeker. Herr V. A. hat ihn neu bewertet. Welcher Dichter aber mag ihm die Waldwiese beschrieben haben?

Die Entstehung des Menschen

Auch diese Frage ist von V. A. gelöst: „Vielmehr wollen wir schlankweg darauf aufmerksam machen, dass nur der lesende und schreibende Mensch Mensch ist. Erst seitdem geschrieben und gelesen wird, ist der homo sapiens da und erst damit begann die Menschheitsgeschichte."

Eins steht fest, der homo sapiens gehört nicht zu den ekelhaften abgegriffenen Zitaten, er schreibt sie höchstens.

Das geliebte Deutsch

„Auch in der Prähistorie gab es Reiche, Grosskönigtümer, Kanzler, Päpste(!), Bauten, Kriege . . . aber wir wissen davon nichts, es ist eine fremde Welt, weil die schwarzen Lettern uns nicht mit ihr verbanden. Unmöglich in solchem Zusammenhang diese horazische Strophe zu umgehen.

Vixere fortes ante Agamemnona
Multi, sed omnes illacrimabiles
Urgentur ignotique longa
Nocte, carent puia vate sacro.

Was ich, weil eben kein Mensch mehr lateinisch versteht, folgendermassen in mein geliebtes Deutsch übersetzen muss: Es lebten Helden schon vor Agamemnon, aber unbeweint und unbekannt werden sie bedeckt von ewiger Nacht, weil sie keinen Sänger fanden."

Der homo sapiens V. A. stand den Helden vor Agamemnon noch nicht als Sänger zur Verfügung. Wohl ihnen, sie wären sonst auch in sein geliebtes Deutsch übersetzt, von ihm beweint und durch schwarze Lettern mit ihm verbunden worden.

Was aber, frage ich, wird mit der lateinischen Sprache? Der einzige Mensch, der noch lateinisch versteht, und es „folgendermassen" sein geliebtes Deutsch übersetzt, Herr V. A., von der deutschen Sprache schon so aufgegeben worden, dass er sich beruhigt als Lateinlehrer niederlassen kann.

Der Altmeister

Herr Professor Begas, der bekannte Verfertiger monumentaler Nippes, ist achtzig Jahre alt geworden. Der Kaiser hat ihn zum Wirklichen Geheimen Rat ernannt, Herr Stassen ihm eine Adresse mit „Rosen und Lorbeeren" geschmückt und der Verein Berliner Künstler „erhebt ehrfurchtsvoll und bewundernd den Blick zu einem Lebenswerk voll reich quellender Schönheit und ehrt den grossen Künstler, der uns des Tages grauen Alltag mit den Strahlen olympischer Heiterkeit veredelte und der das Bildsitztum seiner Volksgenossen an froher Schönheitserkenntnis mehrte." Dagegen wäre nichts einzuwenden, man stimmt in das olympische Gelächter ein und bedauert nur, dass zur Verbreitung der Schönheitserkenntnis Stein und Marmor benutzt worden ist. „Die Stadt Berlin betont in dem sehr herzlich gehaltenen Glückwunschschreiben, dass Begas der Schöpfer des Schillerdenkmals, des Brunnens auf dem Schlossplatz und des Nationaldenkmals ist." Das hätte die Stadt Berlin lieber nicht betonen sollen. Fritz Stahl ist schon kritischer. Er betont, dass Herr Geheimrat Begas „die Verantwortung für den schlimmen neu-preussischen Denkmalstil schwer belastet. Man darf es auch heute nicht verschweigen, er trug die volle Schuld daran, er war sich selbst untreu geworden." Zwar hat Fritz Stahl einen früheren Begas entdeckt, einen „sozusagen fleichlicheren". Es werden verschiedene „lebensprühende" Büsten aufgezählt, worauf Herr Stahl resigniert bemerkt: „Mit diesen Werken ist dann die eigentliche Entwicklung des Künstlers abgeschlossen. Kamen die Forderungen des neuen Kursus nach immer lauteren Formen, nach immer barockeren Häufungen, nach immer schnellerer Arbeit seinen Wünschen entgegen, oder hatte er nur nicht den Charakter, so bequeme Gelegenheiten abzuweisen. Er hat an die wichtigsten Stellen statt ernster Monumente üble und flüchtige Dekorationen gestellt." Die Stadt Berlin betont diese Stellen. Wenn Fritz Stahl schon diese üblen und flüchtigen Dekorationen (ich halte sie für Nippes) sieht, was sorgt er sich? Der Charakter ist Begas ja jetzt als Wirklicher Geheimer Rat verliehen worden. Der neue Kurs kam nicht seinen Wünschen entgegen, sondern seine Wünsche pflasterten den neuen Kurs, soweit das Auge dessen reichte, der ihm den verloren gegangenen Charakter wieder verleihen konnte. Wer sich Konzessionen geben lässt, dem wird ein Charakter verliehen. Wer aber als Künstler einen Charakter besitzt, kann ihm nicht nach der „ersten Epoche" konzedieren. Auch wenn er bekennt, Gegenwert erhalten zu haben. Oder um mit Fritz Stahl zu sprechen. „Die Bilanz schliesst mit einem mächtigen Verlust. Die unzweifelhaften Aktiva sind rar."

Trust

Antinous

di André-Douglas

er kleine Süsskönig
uss mit goldenen Bällen spielen.

n bunten Brunnen
laugeträufel, honiggold,
eine Spielehände kühlen.

ntinous,
Vildfang, Güldklang,
Kuchenkorn mahlen alle Mühlen.

ntinous,
Du kleiner Spielkönig
n den Himmel fährt es schön auf Schaukelstühlen.

), wie lustige Falter seine Augen sind
Und die Schelme all in seiner Wange
Und sein Herzchen beisst will mans befühlen.

Else Lasker-Schüler

Die Segelfahrt

Von Alfred Döblin

Die Digue von Ostende lag in dem blitzenden Mittagslicht. Die geschmückten Menschen auf der breiten Meerespromenade lachten und gingen an einander vorüber. Unter dem Widerschein des unermesslichen Wassers funkelten die Fenster der Strandhäuser zärtlich auf. Das unablässige Brausen des Meeres rollte von den Steindämmen zurück, schwoll wieder an, schwoll immer wieder ab.

Der schwere Brasilianer ging mit offenem Munde unter den geschmückten Menschen. Er ging dicht am Meeresgitter der Promenade. Er hielt den Kopf gesenkt wie überrieselt vom Badewasser; seine vollen Lippen waren feucht. Die schwarzen weissdurchzogenen Haarsträhnen fielen über seine Ohren. Er bog den Kopf mit dem Kalabreser nach rechts und links, um dem Anprall des scharfen Windes zu begegnen. Er streifte ab und zu mit einem freudigen Blick das graugrüne Wasser. Sein gelbbraunes schwammiges Gesicht zuckte, die Augen, die in grauen Höhlen lagen, schimmerten; er spürte den feinen Luftwirbeln nach, die um seinen blossen Hals fuhren, das graue Schläfenhaar anhoben und gegen seine Wange mit feinen Stiletten anschwirren. Er fror leise; blickte an seinem weissen Vorhemd entlang, über das weisser Sonnenschein floss, und einen Augenblick beunruhigte ihn der Gedanke, dass sein Blick vielleicht Schatten werfe. Er seufzte, drängte sich tiefer zwischen die Menschen. Das Schüttern des Eisenbahnzuges schwang noch in ihm nach, der ihn gestern von Paris an die See getragen hatte.

Fluchtartig hatte er Paris verlassen, fluchtartig war er auf seiner Jacht aus der Heimat über den Ozean gefahren, aus einem hoffnungslosen Glück; plötzlich seiner achtundvierzig Jahr gedenk. In Paris hatte er vier Monate lang die Schwelgereien der Kunst der glatten Säle, die bestialischen Tänze ertragen; dann warf ihn eine schwere Lungenentzündung hin; er lag aufgegeben wochenlang im Hospital. Als er am Sonntag das Haus verliess mit schwachen Knieen, schlug er den Kragen seines Loden-Capes hoch, bestieg eine Droschke, fuhr auf die Bahn. Einen Tag schlich er gebeugt durch das tote Brügge. Dann raffte er sich, jagte in der Julihitze nach Ostende.

Er hob den Blick von dem dünnen Sande, der unter seinen Füssen wegzog.

Sie glitt zum zweiten Male an ihm vorüber; rostfarbenes Haar unter breitrandigem weissen Hut. Ein grauer Blick aus einem klugen nicht jungen Gesicht wich vor ihm zurück. Sie war vielleicht Mitte dreissig. Er hörte noch hinter sich eine hohe gesangvolle Stimme.

Bei dem Klang dieser Stimme wandte sich Copetta um. In dem Augenblick hörte der Wind auf mit Messern zu werfen. Sie sprach mit einer alten Dame, die sie stützte. Der Brasilianer schob den Hut in den Nacken; eben als er über ihre schmalen Schultern blickte, schwarzer Ueberwurf auf dunkelblauer Seide, verlor er sie. Der weisse Hut wippte über der Menschenmenge, verschwand um eine Ecke.

Copetta schlenderte in ein Café, löffelte eine Schokolade. Das Meer rollte unablässig gegen die Steindämme; leises Scharren der Sandkörnchen; der Wind warf mit dünnen Stiletten.

Nachmittags um die Zeit des Kurkonzertes ging der schwarze Brasilianer in einem langen grauen Gehrock über die Digue. Leicht und frech wehte die Musik. Als er mit seinem dicken gelben Stock vor dem Kurhaus Schritt um Schritt den Boden stampfte, wich ein grauer Blick wieder von ihm zurück. Die alte Dame sprach auf sie ein. Ihr Gesicht war schmal, die Backenknochen traten scharf hervor; die kleinen Augen unter den dünnen roten Brauen blickten bestimmt und nüchtern, über der Nasenwurzel hatte sie Sommersprossen, von den Augenwinkeln zogen sich schon Fältchen. Ihr Gang schwebte.

Der Brasilianer strich sich über die Augen, blieb unwillig stehen, schlenderte schon weiter.

Gegen Abend sass er auf der Veranda seines Hotels. Als er die Weinkarte in die Hand nahm, fiel ihm ein, dass er heute dreimal eine Frau gesehen hatte, rostfarbenes Haar unter einem wippenden Hut; dreimal eine Frau, schwarzer Ueberwurf auf dunkelblauer Seide; ein grauer Blick. Still schob er seinen Stuhl zurück, mit Seufzen, Lächeln, und Versichhinstarren zog er seine Brieftasche heraus, trug seine breite Visitenkarte in die Villa, in die er sie hatte verschwinden sehen, gab sie einem Mädchen ab. Als er wieder die Meerluft an seinem Hals fühlte, fragte er sich, wozu das eigentlich gewesen war. Dröhnend schlug er seine Zimmertür hinter sich zu, warf sich im finstern Zimmer auf einen Schreibsessel, zerriss die Bilder seiner beiden Kinder, nahm eine Nagelschere, zog seinen edelsteinbesetzten Trauring ab, hing ihn über die Schere, hielt den Ring über die brennende Kerze. Die Steine verkohlten; die Schere wurde heiss; er liess sie fallen. Wühlte mit beiden Armen in zwei grossen Eimern mit Meersand, die er sich auf sein Zimmer hatte bringen lassen, stand ächzend auf, bestreut den Boden und Teppich blind mit Sand, fluchte leise auf die Hunde, die Hausdiener, die zu wenig Sand gebracht hatten. Schlief auf seinem Sessel ein.

Wie er am Mittag eben auf der Veranda, in einem Stuhle liegend, tief die scharfe Luft einatmete und schwindlig die Augen schloss, stand vor ihm das Bild der gehenden Frau, sehr schmales verwelktes Gesicht, ein klarer bestimmter Blick, der sich fest auf ihn richtete. Sie hatte ihn bitten lassen, nicht Mittags sie zu besuchen. Er warf die dünne Decke von seinen Füssen, stülpte den Hut über das zerwühlte Haar, schritt schwerfällig, die Arme auf der Brust verschränkt, die Stufen herunter, über die leere sonnige Promenade, auf ihre Villa zu, einem einstöckigen Haus mit schmalen, geschlossenen Fenstern. Er schob sich durch einen dunklen Korridor, klopfte leise an die Tür, an der ihr Name auf einer Visitenkarte stand. Nichts verlautete. Er riss die Türe auf. Sie lag halb im Bett; hatte, um herauszuspringen, die blaue Decke nach der Wand zu geworfen. Zwei volle frauenhafte Beine berührten mit feinen Zehen eben den Boden; ein sehr schmächtiger strenger Körper richtete sich auf in einfachem, bandlosen Hemd, ein ernstes schmales Gesicht unter dem aufgelösten Haar. Erschüttert blieb der schwarze Brasilianer an der Türe stehen. Sie lächelte, deckte sich zu, bat ihn, in einer Viertelstunde wiederzukommen. Totenblass, ohne ein Wort zu sprechen hob er seinen Stock vom Boden auf. Das alte Mädchen gab ihm die Hand; er sah in kleine nüchterne Augen. Am Abend kam ein Bote aus seinem Hotel zu ihr; er lud sie zu einer Segelfahrt für den nächsten Morgen ein; nicht einmal seinen Namen hatte er auf der Karte unterschrieben. Sie drehte den mächtigen Briefbogen in der Hand hin und her; halb unwillkürlich nahm sie einen Bleistift, schrieb auf dasselbe Blatt, er möchte kommen, er möchte recht früh kommen; sie machte unter ihren Namensbuchstaben L. noch einen wunderlichen Schnörkel, den sie fast eine Minute malte.

Bei grauendem Morgen lief sie ihm vor der Tür in dünner Bastseide entgegen; sie sprangen eilig die schmale Steintreppe zu dem murmelnden Strand herunter; sie warf mit Muscheln nach ihm zurück und fand, als sie sich nach ihm umwandte, dass es in seinen Mienen scharf arbeitete Ganz weisses Leinen trug er; er ging mit blossem Kopf; die linke Hand trug er im Gelenk verbunden; er sagte, er hätte sich gestern Abend beim Fall über Glas an der Ader geschnitten. Mit einem Ruck stiess er ein kleines Ruderboot in das Wasser, hob die Aufschreiende auf den Sitz, sprang nach, ruderte gemächlich auf ein Segelboot zu, das vor der Holzbrücke am Herrenbad schaukelte. Sie sprangen in den Segler; Copetta zog schon den Anker; ihre blossen Arme hielten sich an der Steuerbank fest; leise klangen die hölzernen Mastringe an, nach einem Zug blähte sich das Grosssegel; das Boot ging in See.

Sie fuhren durch die Strandgischt in das graugrüne Meer hinein. Ueber die scharfe Horizontlinie kam ein weisser Schein, der sich von Augenblick zu Augenblick verstärkte und höher rückte. An dem starken Morgenwinde flogen sie gleichmässig hin. Nun hockte der Brasilianer neben dem Grossbaum auf den Planken, legte die Takelung fest. Wild lachend richtete er sich auf, schwang breitbeinig ein dünnes Tau wie ein Lasso um seinen Kopf und warf es gegen sie; sie schüttelte sich umschnürt, löste sich mit einem Ruck, schleuderte das Seil geballt mit einem mädchenhaften Kichern gegen seine Brust. Rasch hatte sie das Ruder angebunden an sich; sich über Bord gebückt, überschüttet ihr kaltes Gesicht mit Meerwasser, warf einen Fuss auf der Ruderbank, bis über die Aermel triefend, zwei volle Hände gegen ihn. Er fing das Salzwasser schlürfend mit offenem Munde auf, schluckte. In dem böig aufblasenden Wind liessen sie das Boot laufen, das anfing wie ein unruhiges Tier zu zittern. Sie jagten sich über die Planken. Johlend sprang die Schmächtige auf die Ruderbank und schlug mit den Fäusten gegen die Takelung. Sie riss sich ihre dünne Jacke ab, pfiff und drehte sich um sich selbst. Ihr Mund mit den dünnen Lippen öffnete sich oft zu einem kurzen, kindlichen Lachen. Der breitschultrige Brasilianer sass zusammengesunken auf dem

Bordrand; erschüttert hörte er ihr Lachen, mit bebenden Lippen, hochgezogener Stirn hielt er ihren Kopf, als sie sich über seine Knieen legte und ihn neugierig betrachtete. Seine steinharten Hände stemmten ihre aufstrebenden Schultern ab; er wiegte den Kopf verneinend hin und her. Die Wellen krochen über Bord, sie schlüpften wie kleine Hunde sacht an ihr herunter auf die Planken. Der Wind nahm an Stärke zu. Das Boot legte sich stark über, das Kleid des Grosssegels fing an zu flattern, sie schossen in den Wind. Die schwarzen fast glasigen Augen des Brasilianers sahen über ihr triefendes Haar weg, das alte Mädchen suchte mit rückgebogenem Kopf nach seinem Munde, seinen Hals, sie tastete sich an seiner Brust hin. Sein schwammiges zerfaltetes Gesicht war gelöst, als ginge immer ein feierliches glückerfülltes Wort um ihn herum. Das Boot schwankte steuerlos, Welle auf Welle rollten an. Copetta sass auf dem Bootsrand. Als eine hohe Wand gegen das Boot ging, hob er weit die Arme auf, legte sich wie auf ein Kissen mit dem Rücken gegen die Welle. Das Polster glitt zurück. Sie hörte, wie er etwas murmelte; sie sah nach dem berauschten, verschlossenen Blick, mit dem er verschwand. — Ein Stoss des Bootes warf sie gegen den Mast. Sie fühlte keinen Schmerz in ihrem blutigen Arm. Sie schrie nach der Stelle hin gellend gellend Hilfe, lange Rufe stiess sie aus. Man fand sie bald in dem treibenden Boot liegen. An Land erwartete man sie. Man wusste alles; Copetta hatte Telegramm an die Behörde geschickt.

Sie blieb noch eine Woche bei der alten Dame in der einstöckigen Villa. Dann sagte man ihr, dass sie mehrmals mittags im Speisezimmer sich auf die Dielen geworfen habe vor den andern und mit den Händen in die Luft ta ste. Dass das Hausmädchen von aussen beobachtet hätte, wie sie am hellen Morgen mitten in ihrem Zimmer stillstand und sich um sich drehte. Am Nachmittag des Tages, an dem man ihr dies sagte, packte sie mit dem Hausdiener ihre Koffer, legte ein schwarzes Kleid an, verliess ihre Mutter, fuhr nach Paris. — Sie nahm ein kleines Zimmer und ging auf die Strasse. Sie trug ihr rotes Haar aufgetürmt; Wangen und Lippen geschminkt. Sie kam tagelang nicht nach Hause. Sie versagte sich niemandem. Es war ihr eine Lust, sich jedem Rolljungen, Viehtreiber in die Arme zu werfen. Sie machte sich mit gleichgültigem Lachen und Kopfschütteln zur Beute jeglicher Krankheit, die auf sie sprang und trug sie mit Küssen, mit Gähnen und Inbrunst weiter. Sie schlich nach einigen Monaten in schwarzen Seidenkleidern in die strahlenden Ballsäle. Ihr Gesicht war voller geworden; die kleinen Augen glänzten unter dem Atropin. Die jungen Männer sagten von ihr, man nannte sie: die Hyäne. Sie trug in die Ballsäle eine sonderbare Bewegungsweise. Der Tanz war ersichtlich aus einer eigentümlichen Ungeschicklichkeit der Tänzerin entstanden, die sich schon bei ihren ersten Schritten auf dem Parkett zeigte. Sie stiess jede berührende Hand zurück, wiegte sich in den Hüften vor ihrem Partner nach rechts und links, nur langsam wie ein Schiffer von einem Bein taumelnd auf das andere. Dann umging sie mit plumpen Füssen ihren Partner und jetzt wiegten sie sich gemeinsam, Hüfte an Hüfte gefasst, aber er sprang vor ihren aufgehobenen Armen zurück, sie suchte ihn, sank über ihn hin und schliesslich walzte sie nicht, sondern liess sich von ihrem Partner halb tragen, wobei ihre Füsse kaum über den Boden schleiften und sie die Augen schloss. — Sie liess ein Jahr über sich ergehen. Als eines Abends der Postbote zu einem riesigen Blumenstrauss einen Brief brachte, drehte sie lange den mächtigen Bogen in ihren gepflegten Händen hin und her. Sie warf die Blumen in den Papierkorb, schlug den citronengelben Kimono über die Brust zusammen, setzte sich an den Schreibtisch und spielte mit dem stark parfümierten Bogen. Der Bote stand noch an der Tür, seine Uniformmütze setzte er schon auf, als sie sich erhob und ihn bat, eine Depesche zu besorgen. Sie schien wie erleuchtet; sie nahm ein befehlerisches Wesen an. Sie telegraphierte nach Ostende: „Herrn Copetta, Ostende Hotel Estrada, erwarten Sie mich morgen Mittag. Bitte Drahtantwort. —“ Eine Stunde stand sie zitternd auf der Treppe, ob die Antwort bald käme. Sie packte den Handkoffer. Nach drei Stunden schickte sie um einen Wagen; zog einen dünnen Anzug aus gelber Bastseide an, fuhr auf die Bahn. Der Zug rannte lange Stunden der Nacht, rannte über Brüssel, Gent, Brügge; schliesslich Ostende frühmorgens. Sie rasselte durch die engen bekannten Strassen der Stadt. Mit einmal leuchtete zwischen den Häusern das Meer auf, das graugrüne Meer. Sie stand aufgerichtet in der rasselnden Droschke, als der böige Wind sie mit einem Hagel von Stiletten überschüttete. Sie schrie aufgerichtet im Wagen vor Heimweh und Seligkeit, hob ihren Sonnenschirm auf und winkte dem graugrünen Meere zu. Sie betrat ihr altes Zimmer wieder, hörte halb, dass ihre Mutter schon seit langen Monaten in diesem Hause gestorben sei. Ihr Gesicht war still; aber als die Pensions-Dame sie entsetzt fragte, warum sie hier sitze und so lache, antwortete sie: „doch vor Glück, liebe Frau, wovor denn als vor Glück. Was erzählen Sie?“

Und dann nahm sie, die sich sonst wie eine schöne junge Frau bewegte, ihren weissen Sonnenschirm und ging an das Meer. Die Digue lag in dem blitzenden Mittagslicht. Unter dem Widerschein des unermesslichen Wassers funkelten die Fenster der Strandhäuser zärtlich auf. Unablässig brüllte das Meer, warf sich gegen die Steindämme und legte sich platt hin. Sie drängte sich gewandt durch die geschmückte Menge, schlüpfte in das Vestibül des Hotels. Der Portier gab ihr das Telegramm; er erzählte, der Herr sei vor einem Jahr etwa verunglückt auf einer Segelpartie. Sie fasste sich an die Brust: „Auf diesem Meer?“ Und dann drückte sie ihm ein Geldstück in die Hand, warf ein paar Zeilen auf ein Blatt Papier mit seiner Adresse, flüsterte ihm ins Ohr, er möchte doch dies Blatt an sich nehmen; wenn der verunglückte Herr heut Abend käme, möchte er es ihm sofort geben. Sie ging an dem Verblüfften lächelnd vorbei auf die Promenade, nahm einen jungen Herrn, der ihr folgte, an, hörte mit ihm nachmittags an der Kapelle eine Chokolade trinkend mit strahlendem Gesicht die freche leichte Musik des Kurkonzerts.

Der Abend kam herauf. Der Vollmond hing schlohweiss über dem ungeheuren Wasser.

Sie stand an ihrem Fenster und wartete. Es wurde Nacht; sie hatte schon ungeduldig auf das rostrote Haar den wippenden weissen Hut gesetzt. Sie lief auf den Zehen durch den dunklen Korridor, sah die lange Strandpromenade herunter, die im blendendweissen Mondlicht lag. Dann lief sie die lange Promenade hin und her, hielt ihren Hut fest, den der Sturm abhob, spielte mit ihrem Schatten, der schwarz vor ihr herfiel, tanzte ihm pfeifend auf offenem Weg etwas vor, machte ihm lange Nasen. Sie lugte nach dem Hotel, ob sein Fenster noc nicht hell wurde. Um 12 Uhr schlief sie au ihrem Bett sitzend ein; gegen vier fuhr sie en setzt zusammen; es war schon ganz hell. „E ist voraus“. Sie huschte die Tür hinaus, wa draussen johlend die Arme in die Luft, rief ih ren Namen, tutete dazu. Im Nu war sie di schmale Steintreppe herunter. Sie suchte di Abfahrtstelle, lief zu den Badehäusern. Da la gen kleine und grosse Ruderboote. Keine fr schen Männerschritte im Sand! Sie zog di Schuhe und Strümpfe aus, warf ihren Hut a den Strand, schürzte ihren Rock, zog keuchen an dem Bootsseil. Jetzt sprang sie ein, zog di Ruder. Nur wenig wurde sie von der Brandun zurückgeworfen, dann fuhr sie sicher aus. Scha bliess der Wind über das offene Wasser; dick Regentropfen fielen; weit und breit kein Segel kein Boot. Ueber die hohen gebogenen Weller wände kroch ihr Boot, stürzte metertief, kroc unverdrossen weiter. Sie suchte nach allen Sei ten; die Angst überkam sie. Sie schrie auf de Knieen kriechend, von jeder Wellenhöhe seine Namen kreischend über das brodelnde Wasse aber jetzt schlüpften nicht zahme Hündchen übe den Bord; wie der Steinschlag fielen die Welle auf die Brust der atemlosen, die sich die Auge wischte. Eben legte sie, schon erlahmend, di Ruder hin, brach in ein wütendes Schluchze aus, schlug sich verzweifelt mit den Fäusten ge gen die Brust, als eine dunkle Gestalt sich n ben dem Boot aus dem Wasser aufrichtete. Au dem Kamm einer Welle schwang sich die dunk le Gestalt ins Boot! Der Brasilianer sass stumm auf dem Bootsrand und liess die Beine auf di Ruderbank hängen. Er war nur unförmig ge schwollen; seinen weissen Anzug trug er pra auf dem Körper. Die weissgrauen Haare ware dick inkrustiert mit Salz; schwarzgrüner Tan hing in Büscheln über sein triefendes gelbbrau nes Gesicht, dessen Mund bebte. Dünner we sser Sand und Muscheln rieselten von seinen bre ten Schultern, floss aus seinen Aermeln. Er blies laut die Luft von sich, dann atmete er stille Langsam hob er den rechten Arm und wehrt die Frau ab, die sich jubilierend von dem Bo den erhob. Seine tiefen schwarzen Augen sahe sie fragend an, ihr volles frauenhaftes Gesicht ihre Lippen, die reif waren, ihre kleinen leben digen Augen unter den roten Brauen, die jetz beseelt und süchtig strahlten. Dann blickte e an ihr vorbei. Sie stürzten unter peitschende Regen zwischen Wellenbergen hinunter; sie hör te ihr eigenes entsetztes Rufen nicht unter den Singen und Flöten des Sturmes. Er senkte sei nen Arm, legte sich wie auf ein Kissen mit de Rücken gegen die Welle. Das Polster glitt zu rück. Sie sah wie er langsam den Kopf ih zuwandte, sah den berauschten, aufgeschlos senen Blick auf sich gerichtet, sprang ihn nach, und nun umschlangen sie die wul stig dicken Arme; jetzt lachte sie gurgeln und drückte ihren Kopf an seinen gedunsene Und wie sie zusammen die nassen Wellen be rührten, wurde sein Gesicht jung; ihr Gesich wurde jung und jugendlich. Ihre Münder lie ssen nicht von einander; ihre Augen sahen sic unter verhängten Lidern an. Eine Wassermasse stark wie Eisen, schickte das unermesslich grau grüne Meer heran. Die trug sie, mit der Hand bewegung eines Riesen an die jagenden Wolke herauf. Die purpurne Finsternis schlug über sie Sie wirbelten hinunter in das lebende Meer.

Die Tat

In der Schummerstunde, wenn die Leute im
orf zu Rocken gehn und sich erzählen beim
ederschleissen, und einer in der Ofen-Ecke, ver-
ren in sich, die Harmonika spielt,
und draussen das Land beseelt vom Abend-
em, ahnungstill, und darüber der Sternenhim-
el, unausdenklich tief, und das grosse allse-
ende Auge des Mondes —,
— in der Schummerstunde, da der Knecht
ne Kuh im Stall unruhig stampfen hört und
ur Magd sich wendet: — „was „dämmert" das
ieh?" —,
— drüben am Wiesenweiher, wo die alten
appeln so unerfahren ins Weite blicken, und
ie Kröten hocken, träg und taub, und blind
st Gras, Busch und Gestein, — dort! — in
ieser Stunde:
Morgen wird man es entdecken!

Friedrich Kurt Benndorf

Pubertät

ie Kerze erlischt, an der mein Stern licht flammt
as Auge wird hell, der Himmel blauer Samt
lagende, balgende Wolkengestalten
wingen mich die Augen offen zu halten
unkel rings —
us tausend umsonst geweinten Tränen
ntsteigst D u plötzlich meinem Sehnen.
in Kreuzweg hinab über die Himmelsleiter
lle Sprossen sind Dornen. Ich komme nicht
weiter,
ch falle. Da blüht mir ein Arm entgegen
ch kenne Dich. Dich sah ich in urseligen Zeiten
ie alt bist Du? wie jung? — O glücklich
Gleiten
un fassen wir Fuss.
chon schwanken heran Wald, Flur und Feld
in Sonntag rings die ganze Welt. —

Viktor v. Dirsztag

Zur Auswahl

on Kurt Hiller

Der „Indifferentismus", solange er konsequent leibt, ist mir ein Greuel. Erst wenn er, im Widerspruch mit sich selber, b i s s i g wird gegen ns Aufgeregte, wenn er das Pathos n i e d e r i s c h t und w u t s c h n a u b t über die Satire, ebe ich ihn. Denn eine Real-Unlogik ergötzt nich als Kuriosum; eine pathologische Erscheinung ermag ich als blosses Phänomen aufzufassen, enseits aller Wertung, anethisch, „indifferent".

Schwache Dialektik rührt häufig her von einer leichgültigkeit gegen das Rechtbehalten. Aber äufiger geschieht es, dass Pedanten, selbst herrschüchtigste, gegen das Rechtbehalten gleichgültig erden, weil sie nur schwache Dialektiker sind.

Die Paradoxie ist gewiss oft bloss die Furcht or dem Gemeinplatz. Ich schliesse mich in diesen ällen jener Verachtung, die von den klassizistischen spritfeinden proklamiert wird, vollauf an. Dass ber die Gemeinplätze dieser Espritfeinde aus der urcht vor der Paradoxie stammen — das werde ch ihnen niemals glauben.

Alle Sprichwörter lügen. Auch dieses.

Das Sprichwort „Quod licet Jovi, non licet bovi" ist die Kundgebung einer feigen Plebejer-Unterwürfigkeit. Wer stolz und von Adel ist, wird erklären: Quod licet bovi, non licet Jovi; denn Zeus, in seiner Glorie, hat Verpflichtungen.

Ich möchte wissen, inwiefern es sentimental sei, wenn ein Atheist Menschen Götter nennt.

Demokratie ist ein Widerspruch in sich selbst: wegen der zweiten Hälfte des Wortes.

Die Philologen belästigen mich nur selten, und ich lasse sie daher gern ungeschoren. Bloss eines an ihnen empört mich immer von neuem; das ist ihr N a m e. Warum mussten sie eine Bezeichnung für sich wählen, die ausgerechnet auf ihre Antipoden passt? Auf die Freunde der Vernunft und auf die Enthusiasten des Wortes?

Tief und ernstlich denkende Menschen haben gegen das Publikum einen bösen Stand. — Sie finden den Satz trivial? Ich nicht. Auch Goethe nicht. Denn sonst hätte er ihn schwerlich in seine gesammelten Werke aufgenommen.

Neuerdings wird mit „Intuition" wieder Unfug getrieben; in Jahrbüchern für geistige Bewegungslosigkeit. Diese gepresst-ekstatischen Gouvernanten, diese altitaliänisch-hochnäsigen Antibegrifflinge, diese steifgebeinten Misspathetiker — ich meine: die Stiefsöhne Georges — fordern in ihren fadfinsterbrauigen Sätzen: das echte Kunstwerk müsse nicht „gemacht", sondern „gewachsen" sein . . . Blech! Bluff! Sittlichkeiten! Da gerad' oberste Götter äusserst kneten; gerade die; da sie kneten, kneten, kneten, bis das Gebilde strahlend dasteht. Schmierer nämlich hauen hin; bei Sudlern „wächst" es.

Kants „kategorischer Imperativ" schreibt vor, so zu handeln, dass die Maxime als allgemeines Prinzip gelten könne. Wenn der sittliche Mensch in einen Konflikt gerät, so bedeutet das: er ist im Zweifel, welche unter mehreren möglichen Maximen prinzipielle Gültigkeit habe. Und nur der Mensch, der in einen Konflikt gerät, bedarf eines kategorischen Imperativs. Gerade dem aber kann er nichts nützen; denn wer sich den Kopf darüber zerbricht, welche von mehreren Möglichkeiten die richtige sei, dem ist wenig gedient mit der Aufforderung, die richtige zu wählen. Der „kategorische Imperativ" gibt also nicht dem Zweifelnden an, wie er sich verhalten soll; sondern gibt dem Psychologen an, wie ein Zweifelnder sich verhält. Man täte daher gut, ihn fortab „kategorischen I n d i k a t i v" zu nennen.

Das stärkste Gefühl von Unsittlichkeit hatte ich stets da, wo jemand Grössen, die einander ausschlossen, unbedenklich kopulierte: etwa „Kant u n d Nietzsche".

Die „wissenschaftliche" Philosophie verwechselt bekanntlich Tiefe mit Scharfsinn. Hält man ihr das vor, pflegt sie mit Siegerlächeln zu verlangen, dass man Tiefe ihr — definiere.

Quatsch ist besonders dann beliebt, wenn er sich wissenschaftlich gibt.

Die Behauptung, mittelst Sitzfleisches könne sich jeder Hundskopfaffe in Deutschland den Doktortitel erwerben, ist eine ganz perfide Verleumdung. In Wahrheit gehören noch drei- bis fünfhundert Mark dazu.

In welch gefährlicher Barbarei wir leben, und wie namenlose Idioten unsre berühmtesten Irrenärzte sind (nämlich die „modernen", „freigeistigen", „monistischen"), zeigt klar der Vorschlag des Professors F., den er den Angehörigen eines bedeutenden Litteraten gemacht hat, welcher infolge einer „konstitutionellen Seelenabnormität" andauernd Urkunden fälschte. Professor F. schlägt vor, die Angelegenheiten dieses Mannes entweder durch eine zuverlässige Person verwalten zu lassen, „damit seine litterarische Tätigkeit ihm endlich einen Lebensunterhalt gibt", oder, falls das nicht hilft: „d a n n w i r d m a n i h n i n e i n e H e i l a n s t a l t b r i n g e n m ü s s e n, w o e r d a s R e c h t h a b e n w i r d z u p r o d u z i e r e n, o h n e d i e M ö g l i c h k e i t z u h a b e n, n e u e T o r h e i t e n z u b e g e h e n".

Dieselbe Zelebrität bewertet, in einem anderen Fall, als „pathologische Symptome", was folgt Wachsende Unhöflichkeit des Briefstils; Wortspiele; sich der Presse bedienen, „um von sich reden zu machen"; beleidigende Epigramme gegen Kollegen und Behörden; den Spaziergang in der Anstalt benutzen, um einer Kranken „galante Anerbietungen" zu machen; „das Ich, das mit allen anderen im Gegensatz steht"; „der Eigensinn, Recht gegen alles und alle zu haben"; „die Verachtung der anderen"; und so weiter in ununterbrochener Mediokrität . . . Wenn man dergleichen liest, erschauert man; und weiss, dass der ärgste Fluch, der sich gegen einen genialen Menschen ausstossen lässt, also lautet: Der Psychiater komme über dich!

Als ich einen Irrenarzt fragte, woher er denn wisse, dass er der Gesunde sei und seine Patienten die Kranken, bekam er einen maniakalischen Anfall.

Aus jüngster Zeit

Wenn Karpeles das erlebt hätte

Oft genug hat das Tageblatt seine Spalten dem Karpeles „geöffnet". Es leckt noch an dem Ruhm, dass es in der glücklichen Lage war, die letzte Banalität des süssen Literaten abzudrucken. „Heine in der Konditorei".

Karpeles lebt nicht mehr, und ob auch für die Presse Pietät ein Knochen ist, daran kein Fleisch sitzt, so möchte das Tageblatt einer zarten Demaskierung der Heineschen Muse unter dem Strich „keinen Raum" gewähren. Aber in einer Ecke des Inseratenchaos lässt sie der Unantastbaren von einer Korsettfirma Gewalt antun, dass selbst jene, die in der Heineschen Pubertätslyrik den Samen der Genialität nicht entdecken können, mit Entsetzen sehen müssen, wie ein letztes Hemd der beschönigenden Verhüllung von den Blössen des Hinfälligen gerissen wird.

Auf einem Felsblock, der den Preis von 10^{50} trägt, sitzt die Loreley, mit einem Hemd bekleidet und in ein Korsett geschnürt. Sie kämmt zwar nicht ihr goldenes Haar, aber sie greift wenigstens in eine Leyer, und unten, in einem schwankenden Segelboot, in die „schwindelnde Höh" emporblickend, singt der Schiffer, vielleicht ein commis voyageur, der die Rheinprovinz bereist:

Jetzt weiss ich, was soll es bedeuten,
Dass ich so traurig bin,
Weil bei den meisten Leuten
Es mangelt an Schönheitssinn.

Sie kaufen Corsets nicht passend,
Und zahlen sehr hoch den Preis,
Sich auf sich selbst verlassend,
Statt auf des Fachmanns Geheiss.

Den Sitz, der so wichtig für Alle,
Erstklassig das Material,
Dies bringt in jedem Falle
Das „ . . . -Corset" erstensmal.

Und zweitens, unsere Nymphe,
Wie deutlich ein jeder kann seh'n,
Beim Ausspielen unserer Trümpfe,
Ist es um sie gescheh'n.

Glückstrahlend ist ihr Gesichtchen,
Sie ist des Lobes voll,
Und die Moral vom Geschichtchen
Ist, — wo man Corsets kaufen soll!

Die Zeichnung stammt von Naton. Natron wäre besser. Redaktion und Inseratenabteilung einer „anständigen" Zeitung sind einander bekanntlich fremd. Und doch könnte ein Annoncenchef einen Feuilletonredakteur lehren, wozu die schlechten Klassiker gut sind.

Weniger Mehring, weniger Mehring

„1820 reiste er nach Neapel, denn der Fortschritt seiner Krankheit zwang ihn, ein wärmeres Klima aufzusuchen. Dort wurde ihm zwar die beste Pflege durch den Arzt Dr. Clark zuteil, aber er erlebte den kommenden Frühling nicht mehr. Er starb am vierundzwanzigsten Februar 1821 in Rom und wurde auf dem protestantischen Friedhof an der Cestiuspyramide beerdigt."

So schreibt ein simpler Gelehrter in einer Englischen Literaturgeschichte vom Tode Keats.

Ein Feuilletonist, der Sigmar Mehring, schildert uns das Sterben des jungen Poeten, der „das Maiglöckchen und die Nachtigall liebte", schwungvoller, z e i t g e m ä s s e r , in rhythmischer Aufwärtsbewegung.

Eines Schneiders Sohn, der bis ins späte Jünglingsalter mit der Hände Arbeit seinen Unterhalt schaffen musste, schwang sich John Keats urplötzlich und selbstsicher in die blendende Höhe sonnennaher Poesie; leider nur auf zu kurze Zeit, denn schon mit sechsundzwanzig Jahren büsste er den hohen Flug mit dem Leben.

Solches acht Tage vor dem Start zum B. Z.-Preis der Lüfte. Die literarisierenden Kriecher in Ullsteins Diensten mussten von kühnen Fliegern schwärmen, aber Mehring hatte es doch nicht nötig, von Keats oder Swinburne wie von Aviatikern zu sprechen. Weil eine Neubearbeitung der Gedichte dieser beiden gerade in der Zeit der Vorbereitungen zum Deutschen Rundflug erschienen ist? Darum auch von Swinburne zu sagen:

er schwebte wie Keats in den höchsten Regionen einer verfeinerten Kunst, aber er hat die weltbewegenden Kämpfe der Erdenringer nie aus den Augen verloren.

Doch während die fremdländischen Dichter nur in den höheren Regionen schweben, bleiben ihre Uebersetzer am Erdboden kleben.

Der Bienenfleiss deutscher Uebersetzer sammelt auf allen Auen die verborgensten Süssigkeiten fremder Poesie, um sie für den heimischen Genuss herzurichten.

Mehring sagt auch das so schön.

Na, bon appetit.

„Was er weise verschweigt, zeigt nur der Meister des Stils"

In Köln stehen sich

„die Vorkämpfer von Deutschland und Oesterreich, Dr. Tarrasch und Schlechter, die seit zwanzig Jahren in Turnieren Rivalen gewesen sind, in einem Matsch gegenüber".

Der grosse Dr. Lasker hat einen Prolog dazu geschrieben. Er schwang sich auf das für alle Feuilletonisten zugerittene Rössel „Esprit" und pflanzte, ein Mitläufer des Schmocktums, zum Entzücken aller Bauern des guten Geschmacks ein Fähnchen auf den schiefen Turm des Zeitungsdeutsches.

Und so hat er angezogen:

Dr. Siegbert Tarrasch, Arzt zu Nürnberg, ist der verwöhnte Liebling der Schachfreunde. Es ist ihm unvergessen geblieben, dass er, ein Schüler Anderssens, sein Nachfolger wurde, als in den internationalen Kämpfen der achtziger Jahre die deutsche Fahne keinen Träger fand. Da kam der Student der Medizin, nahm sie aus dem Staube, liess sie lustig im Winde wehen und hielt sie hoch, viele Jahre lang.

Das war aber eine Tat. Die Fahne aus dem Staub zu heben, sie im Winde wehen zu lassen und überdies noch hoch zu halten, viele Jahre lang.

Doch

Schlechter vertritt die Deutschen Oesterreichs. Mit dem Ungarn Maroczy, dem Böhmen Duras und dem Siebenbürger Vidmar gehört er zu dem Kontingent der Vorkämpfer der Doppel-Monarchie.

Die Doppel-Monarchie hat Vorkämpfer. Schau, schau. Und weiter:

Man sagt: „Le style est l'homme". Die Eigenart eines Menschen prägt allem seinem Tun den Stempel auf. Der Satz trifft insbesondere für das künstlerische Schaffen zu, insofern es mit vollster Hingabe an die Aufgabe geschehen muss.

Solche Witze machen auch die Schachspieler im Café Royal. Und nochmals zurück zu Dr. Tarrasch, „der ein universell gebildeter Mensch ist".

Er verehrt zwei Herren: Napoleon und Wagner. Er liebt die Musik leidenschaftlich, und er hat einen eisernen Willen. Damit steht sein Schachspiel durchaus im Einklang. Er richtet sich im Schach nach allgemeinen Gesetzen, sein Bildungszwang hat ihm deren Macht gelehrt. Er ist also Theoretiker. Er liebt die tiefen Pläne, die wohl zu fühlen, aber nicht zu definieren sind. Das ist das Musikalische in ihm. Er tut unerschrocken und energisch seine Arbeit, denn ein mächtiger Wille zum Sieg drängt ihn.

Schlechter hingegen liebt die Natur:

Vermutlich waren seine Vorfahren Bauern, die auf einem kargen Boden lebten. Seine Phantasie ist die eines Naturmenschen, sie erkennt die Schönheit in einfachen Dingen, und seine Schachzüge haben eine einfache, aber wirkungsvolle Schönheit. Er wird nicht leicht aggressiv, aber einem unmotivierten Angriffe des Gegners gegenüber gerät er, man möchte sagen, in Zorn.

Und schliesslich setzt sich der Schachmeister stilistisch derart matt:

Will man das Match in eine kurze Formel fassen, so könnte man sagen, dass der Theoretiker dem die gegebenen Umstände Nutzenden gegenübersteht. Das Ergebnis, wie es auch sein wird, wird uns, die Zuschauer, vieles lehren und vieles sagen.

— wird uns, die Zuschauer, vieles sagen.

Man nennt im Royal, Herr Doktor, einen Menschen, der am Schachbrett ihrem geschriebenen Unsinn Aehnliches leistet, einen: S t e m p e r.

J. A.

Verantw ortlich für die Schriftleitung
HERWARTH WALDEN / BERLIN-HALENSEE

Verantwortlich für die Schriftleitung in Oesterreich Ungarn / I. V.: Oskar Kokoschka

Die Fackel

HERAUSGEBER

Karl Kraus

Erscheint in zwangloser Folge

Nummer 326/327/328

soeben erschienen

Preis 75 Pfennig

80 Seiten
Mit einer Illustration:
Der Sieger

ÜBERALL ERHÄLTLICH

Werbeband der Fackel
50 Pfennig

Les Marges

5 rue Chaptal / Paris

Diese literarische Zeitschrift veröffentlichte das französische Original der Tagebücher Flauberts, deren Uebertragung in Deutschland verboten wurde.

Die Hefte, die die Tagebücher Flauberts enthalten, sowie die übrigen seitdem erschienenen Nummern sind vom Verlag der Zeitschrift Les Marges gegen Einsendung von sechs Francs direkt zu beziehen.

L'Effort

Halbmonatsschrift

für moderne Kultur u. französische Sezession in den Künsten und in der Literatur

Herausgeber und
:: Schriftleiter ::

JEAN RICHARD

Jahresbezug für das Ausland: Mark 4,50

Zweiter Jahrgang

Verlag und Redaktion:
POITIERS (Vienne)
Frankreich

Die Wasserkraft

Zentralblatt für Industrie, Ingenieur- und Bauwesen, Motorbetrieb, Elektrotechnik etc.

Organ des Verbandes mittel- und westdeutscher Wasserkraftbesitzer, des Verbandes deutscher Holzmehlfabriken und elektrischer Wasserkraftzentralen.

Inserate finden in der Wasserkraft weiteste Verbreitung. — Geschäftsstelle und Verlag **Duderstadt a. Harz.** Vierteljahrspreis M. 1,25 bei freier Zustellung. — Die Herren Verleger werden um Einsendung ihrer Neuerscheinungen zur Besprechung gebeten.

Probenummern umsonst und Postfrei durch die Geschäftsstelle.

Vertreter gesucht

Les Cahiers du Centre

Monatsschrift für Soziologie Geschichte, Kunst und Literatur

Gegründet von Paul Cornu

Herausgeber u. Schriftleiter
HENRY BURIOT

In den **Cahiers du Centre** erschienen Werke von Jules Renard, Charles-Louis Philippe, Marguerite Audoux, Emile Guillaumin, Romain Rolland, André Spire, Henri Bachelin, Valery Larbaud, Raymon Darsiles u. a. m.

Jahresbezug fürs Ausland:
4,80 M. (Luxusausg. 9,60 M.)

Probeheft gegen Einsendung von 50 Pfg.

VERLAG u. REDAKTION:
16, Boulevard Chambonnet,
MOULINS (Allier) Frankreich

Neue Sezession

Galerie Maximilian Macht

Dritte Ausstellung

Berlin W. Ranke-Strasse 1
an der Kaiser Wilhelm Gedächtnis-Kirche

Handelswissenschaftl. Kurse von **Friedr. Mester** **Leipzig**

unter Mitwirkung 12 hervorragender Fachleute der Theorie und Praxis (staatlich geprüfte Lehrer, Akademiker oder auch Kaufleute in führender Stellung). Gründliche Einführung in die verschiedenen Branchen des kaufmännischen Berufes, rationelles Studium der Handels- und verwandten Wissenschaften als Ersatz für ein mehrjähriges Hochschulstudium. Muster-Uebungs-Kontor.

Das Studium ist für Anfänger (Damen und Herren) die für Stenographie, deutsche und fremdsprachliche Korrespondenz, Kasse-, Buchführungs- und Bilanz-Technik, Büro-Praxis sich vorbereiten wollen —

sowohl für junge Leute, die nur eine Volks-, Real- oder ähnliche Schule absolviert haben, wie für

Herren mit besseren praktischen oder theoretischen Vorkenntnissen, Einjährig-Freiwillige, Abiturienten,

für Kaufleute reiferen Alters, die bereits praktisch tätig waren und den Forderungen der Gegenwart entsprechend ihre Fachkenntnisse erweitern oder vertiefen wollen oder

für Bankbeamte, Ingenieure, Chemiker, Brauer, Juristen, Nationalökonomen, Offiziere, die für Verwaltung wirtschaftlicher Unternehmungen oder Verbände, Aktien- oder ähnlicher Gesellschaften sich vorbereiten wollen. Dauer der Kurse 6—12 Monate — je nach Vorbildung und Ziel.

Prospekte gratis durch die Direktion, Johannisplatz 5

DIE TAT

WEGE ZU FREIEM MENSCHENTUM

VIERTELJÄHRL. M. 2 HEFT M. 0,80

EINE MONATSSCHRIFT

HERAUSGEGEBEN VON

ERNST HORNEFFER

VERL. DIE TAT G.m.b.H., LEIPZIG

EDMUND MEYER

Buchhändler und Antiquar

BERLIN W 35

Ankauf einzelner Werke und ganzer Bibliotheken

Soeben erschien: Katalog XVIII: Literatur Geschichte, Kunstgeschichte, illustrierte Werke in deutscher, englischer, französ. Sprache zu besonders billigen Preisen

Demnächst erscheint: Katalog XXI / Kunstblätter: Porträts, Städteansichten, Berliner Blätter, Karrikaturen, Flugblätter, neuere und ältere Genrebilder, Blätter von Menzel, Beardsley, Rops, Stammbücher Silhouetten, Japanblätter etc. etc.

Kataloge / gratis und franko / bitte direkt zu verlangen

Potsdamer-Strasse 111 **Café Continental** Potsdamer-Strasse 111

Jeden Abend von 9—4 Uhr Nachts:

Grosses Künstler-Konzert

Alle bedeutenden Zeitungen und Zeitschriften

Dr. Rudolf Bluemner

Schauspieler und Regisseur am Deutschen Theater
Lehrer a.d. Schauspielerschule d. Deutschen Theaters
erteilt Unterricht in

Sprachtechnik u. Rollenstudium

CHARLOTTENBURG
Wilmersdorferstrasse 75

Sprechstunde: 5—6 Uhr

THRICHOPHIL

Fl. M. 3,00 Präparat zur Erhaltung und Stärkung des Haarbodens Fl. M. 3,00

nur beim Fabrikanten:

Otto Teutscher / Friseur

I. Geschäft: 106a Potsdamerstr., Eing. 63 Steglitzerstr., Tel. VI, 6735
II. Geschäft: Charlottenburg, 100 Kaiserdamm, Tel. Amt Ch., 6387

Preis 1 Mark Preis 1 Mark

Menthol-Malz-Dragées

Sicheres Mittel gegen akute Katarrhe der Atmungsorgane / ermöglicht Schauspielern und Sängern sofortigen Gebrauch der erkrankten Organe

ZAHLREICHE ANERKENNUNGEN

Zu haben in allen Apotheken und Drogerien / Alleinige Fabrikantin „Pharmacia" / Fabrik für pharmaceutischen Bedarf / Berlin-Halensee

Wohlschmeckend Sicher wirkend

«Spielend» lernt man Sprachen durch

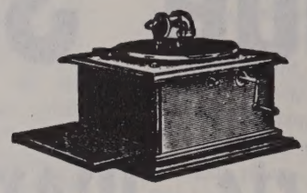
Dr. Rebajoli's AUTODIDAKT

Selbstunterrichtsmethode

mit Hülfe des Grammophons

Bisher erschienen:
A. Italienisch
B. Französisch

OMNE TULIT PUNKTUM



QUI MISCUIT UTILE DULCI

Jeder Lehrer, jede Lehrerin, Jedermann muss Dr. Rebajoli's Autodidakt gebrauchen, um leicht und gründlich Fremdsprachen zu lernen.

Jede Sprache in 33 Lektionen.

Epochemachende Neuheit

Verlag F. HARNISCH & Co., Berlin W 57.

Privatbeamte und Angehörige der freien Berufe!

Sorget für Eure Zukunft und die Eurer Familie durch Anschluss an den zur Vertretung der wirtschaftlichen, sozialen und rechtlichen Interessen der Privat-Beamten gegründeten, durch landesherrl. Verleihung m. Korporationsrecht. ausgestattet.

DEUTSCHEN PRIVAT-BEAMTEN-VEREIN ZU MAGDEBURG

Zirka 28 000 Mitglieder in zirka 500 Zweigvereinen, Verwaltungsgruppen u. Zahlstellen.

Neben **Pensionskasse, Witwenkasse, Waisenkasse, Begräbniskasse und Krankenkasse sehr wertvolle Wohlfahrtseinrichtungen** :: :: ::

Gesamtvermögen: Ueber 16 Millionen Mark

Halbjährl. Beitr. 3 M. :: **Man verl. Prospekt.**

Die sparsame Hausfrau legt großen Wert auf die Wohnungsbeleuchtung! Rechnen Sie sich aus, was Sie im Jahre für den Bedarf an Glühkörpern ausgeben. — Wie oft kommt es vor, daß der Körper schon beim Abbrennen entzweigeht. — — Nehmen Sie einen guten Rat an und verwenden Sie nur

Hartalin-Glühkörper D. R. P. 203467

Diese Körper besitzen den Vorteil, daß Sie dieselben wie ein Tuch zusammendrücken können, ohne daß der Körper darunter leidet. Hartalin-Glühkörper haben eine Leuchtkraft von 100 K. und Sie erzielen damit eine Gasersparnis von 50 %. Brenndauer gar. 1 Jahr. REFERENZ! Für die Straßenbeleuchtung Berlins bereits über 200 000 Stck. geliefert. Versuchen Sie es mit einer Probesendung von 3 Stck., Preis p. Stck. 50 Pfg. od. verlangen Sie den Besuch unseres Vertreters

Versandhaus Chem. und Techn. Monheiten

BERLIN SW. 68 Kochstraße 72

Keine Zahnschmerzen Kein Zahnziehen mehr

Auf Anfrage gebe ich Jedermann Auskunft über ein Mittel gegen schwarze, hohle und lockere Zähne

Erfolg garantiert

O. Berger, Berlin W 35
Potsdamer Strasse 111

Abschrift: Sehr geehrter Herr! Von vielen Zahnschmerzen bin ich nun gänzlich befreit durch die Anwendung Ihres preiswerten Mittels. Daher empfehle ich es Jedem, der von Zahnschmerzen geplagt ist. Mit herzlichem Dank bescheinigt dies Helene **Kleemann, Rosengarten, :: Frankfurt an der Oder ::**

Druck von Hermann Blanke's Buchdruckerei, Berlin C. 54, Kleine Rosenthalerstrasse 9.